

**Zeitschrift:** Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift  
**Herausgeber:** Sozialdemokratische Partei der Schweiz  
**Band:** 67 (1988)  
**Heft:** 5

**Artikel:** Vom verlorenen Vertrauen zu Volk und Gott : Gottfried Keller und Karl Marx  
**Autor:** Keller, Max  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-340616>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 12.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

che, die seinen Bericht so überzeugend macht. Er wird, wenn auch nicht gleich nach dem Tod der Mutter, das Land für immer verlassen. Er geht in die DDR, um dann spätestens mit seinem 1976 in der BRD erschienenen Buch «Die Partei hat immer recht» auch dort nachhaltig Anstoss zu erregen. Danziger hatte sich, bevor er den neugegründeten Staat Israel verliess, um sich seinen kommunistischen Freunden in einem neuen Deutschland anzuschliessen, rund fünfzehn Jahre lang in der Nähe von Ramat-Gan durchgeschlagen, man wird es wohl nicht anders bezeichnen können. Seine verschiedenen Versuche, als Schriftsteller Fuss zu fassen, misslangen. Immerhin erschien kurz vor Kriegsausbruch (und danach stark zensiert) seine Reportage über die Hagannah, der er angehörte, in der er, um des Erfolgs willen, um jeden Preis den Eindruck erwecken wollte, «die Mitglieder der Hagannah» seien «nationale

Heilige». Obwohl sich Danziger alle Mühe gab, sich selbst zu verleugnen und diese «propagandistische Närrischeit» so freundlich wie unkritisch zu gestalten, gelang es ihm auch diesmal nicht, die Kritiker fernzuhalten; wie ihm dies auch nicht gelungen war, als er in der bis 1939 in Berlin erscheinenden «Jüdischen Rundschau» eine Fortsetzungsserie über seine Erfahrungen im Kibbuz veröffentlichte; wie es ihm, kurz gesagt, nie gelang.

In vielen Momenten vermag es Danziger, dessen Buch 1980 zum ersten Mal erschien, einem erfrischend genau die Gefühle zu vermitteln, die er als junger Mensch hatte, der erdrückt war von dem nicht aus der Welt zu schaffenden Gefühl, allein zu sein. Allein unter lauter Männern – Frauen waren, wie er schreibt, Konkurrentinnen von Mutter und Schwester –, die Gewehre trugen und sich wichtiger nahmen, als er sich selber nehmen konnte. Danziger kam sich in seiner ganzen Existenz

in diesem Land überflüssig, nutzlos vor, ohne doch genau beschreiben zu können, weshalb es so war. Die Ungerechtigkeiten, die er sah, am eigenen Leib zu spüren bekam, an den Arabern begangen sah, waren einige der Gründe, weshalb der das Land schliesslich verliess; über den Grund, der den Ausschlag gab, kann auch er nichts Genaues sagen. Wer könnte es. Vielleicht setzte sich sein Unbehagen, seine «Talentlosigkeit» aus zu vielen Momenten zusammen.

«Ich wollte fort. Ich wollte meine Kraft nicht an eine aussichtslose Sache verschwenden. Damals hielt ich sie für aussichtslos.» Oder wie es Moritz Ölbaum im Nachwort in anderen Worten etwa gleich beschreibt: «Warum kommen Stimmen immer von da, wo man gerade nicht ist.»

---

Carl-Jacob Danziger. Kein Talent für Israel. (Kleine jüdische Bibliothek.) Greno Taschenbuch Nr. 69. DM 10,-.

*Vom verlorenen Vertrauen zu Volk und Gott*

## Gottfried Keller und Karl Marx

*Max Keller über Manuskripte aus vergessenen Schubladen*

Bereits in den beiden Freischärlerzügen in der Mitte der 40er Jahre des letzten Jahrhunderts sind junge Leute nach Luzern gezogen, denen man nachsagte, sie seien Kommunisten. Darunter befand sich aus Zürich ein Arbeitsloser, der sich bisher ohne Erfolg als Maler und Dichter versuchte und in den Altstadtkneipen mit Handwerksburschen verkehrte, die für eine neue Lehre schwärmten, welche die wohlhabenden Bürger wie ein Gespenst erschreckte. In der «Berner Schulzeitung» Nr. 44/1845

konnte man lesen, dass «ein gefährliches Element, das früher nicht bekannt war, in die unteren Regionen der Gesellschaft eingetreten ist, nämlich der Kommunismus und Socialismus». Der junge und im doppelten Sinne des Wortes kleine Mann liess sich damals nicht träumen, dass er einmal auf einer Banknote abgebildet sein würde. Oder doch? Es ist nämlich von ihm ein Gedicht von 1844 erhalten, das erst nach dem Tod in das Gesamtwerk von Gottfried Keller aufgenommen wurde und «Morgen-

traum» heisst. Drei Harfnerinnen singen darin von einem Baum, der im Meer emporwächst, um an einem Morgen das «Wellendach» zu sprengen. Dadurch wird des «Baumes Riesenkron voll Blütenglanz und Duft» zum Hindernis für das Meerschiff, vor dessen Hochmut «alle Meerbewohner fliehen». Die letzten Strophen der 2. Harfnerin lauten:

*O Maienlust, o Freiheitsbaum,  
So jugendlich und grün!  
Wie wirst du, alter Menschen-  
traum.*

*Nun ewig, ewig blühn!  
Nun fahre her, du stolzes Schiff,  
Es harret dein ein Blumenriff,  
Daran du scheitern musst.  
Schon schlingt das grüne Laub-  
geflecht*

*Sich fest um dich herum!  
Dich überspinnt das Lenzge-  
schlecht*

*Mit Liebe um und um!*

Hat der Dichter diese Verse nie drucken lassen, weil er sie später zu romantisch fand, oder war es Resignation, da er bald erkennen musste, dass der Blütentraum nicht so schnell in Erfüllung ging? Schon die beiden Freischärlerzüge waren gescheitert. Sie brachten aber Keller die Bekanntschaft des radikalen Arbeiterführers Treichler, dessen Sprachrohr «Allgemeines Noth- und Hülfblatt» ihm nun für politische Mitarbeit offen stand. Die beiden jungen Männer versprachen sich von einem Sieg der Radikalen einen baldigen Übergang zum Kommunismus. Sie standen im Banne eines christlichen deutschen Kommunisten, der damals in Zürich weilte, doch 1844 von der konservativen Regierung ausgewiesen wurde. Sie konnten diesem Gesellen – es war *Wilhelm Weitling* – nur deshalb nicht ganz zustimmen, weil er seinen Kommunismus mit dem Anarchismus verband. Aber Keller schrieb 1843 in sein Tagebuch, dass Weitlings «Garantien der Harmonie und der Freiheit» mit Geist und Feuer geschrieben seien, und rief den Kommunisten zu: «Wenn ihr ganz gleichmässige Erziehung vom Staate aus, Sorge für allgemeinen Verdienst vom Staate aus, allgemeine Versorgung der Verdienstunfähigen und Hülflosen vom Staate aus verlangt, dann bin ich mit Leib und Seele bei euch!»

Aber die Hoffnung, dass die Mehrheit der Radikalen dieses Ideal unterstütze, wurde bereits 1846 erschüttert, als Zürich

zwar eine liberale Regierung hatte, diese aber ein Gesetz gegen «kommunistische Umtriebe» erliess, aufgrund dessen Treichlers Zeitung und Vortragstätigkeit verboten wurden. Nicht nur die gemässigten Liberalen atmeten auf, sondern noch mehr die Konservativen, unter denen es im Emmental ebenfalls einen Dichter gab, der in einem Gesellenroman die Zürcher Szene beschrieben hatte. *Jeremias Gotthelf* erzählt darin, dass Weitling den armen Teufeln eingeredet habe, dass sie berufen seien, «Verstand und Freiheit zu bringen in die Welt, eine ganz neue Weltordnung zu gründen, wo jeder nur zu arbeiten brauche, was er angemessen finde, und dafür kriege, wessen er sich würdig hielt. Ach, wie sie gerührt wurden, und wie sie glühten bei all den Faselien, die so geistig tönten, deren Hintergrund aber doch nichts war als Bratwürste nach Herzenslust, Weiber nach Belieben, Wein, so viel jeder ertragen möge, und alles gratis.» (Wanderungen des Handwerksgehlen Jakob durch die Schweiz, 1845.) Seinen Spott weiter führend, schreibt Gotthelf dem deutschen Kommunisten eine Vision zu, die wahr geworden ist: «dass es dann von hier aus, wenn mal der Anfang gemacht sei, weitergehen müsse bis nach Russland hinein, ja durch Sibirien, durch China mitten hindurch bis ganz zuhinterst in die Welt.»

Gänzlich enttäuscht war Gotthelf Keller erst, als die bürgerlichen Revolutionen in den Nachbarländern Deutschland und Frankreich so bald der Gegenrevolution erlagen und auch in der Schweiz der Sonderbundskrieg den Konservativen zwar eine Niederlage brachte, aber im neuen Staat keine Mehrheit für die Linken. Die Kapitalisten bekamen die Oberhand und gründeten Banken, Bahnen und Fabriken, in

denen Frauen und Kinder täglich so lange arbeiten mussten, dass sie nie die Sonne sahen. Jetzt änderte der Dichter ein Revolutionslied, das er im August 1845 voll Siegesgewissheit gesungen und mit der Überschrift versehen hatte: «Ça ira!» Es hatte zuerst folgenden Schluss gehabt:

*Ich sah ein Volk, das bang gelitten*

*Durch tausendjähr'gen schlimmen Traum.*

*Ich hab dasselbe Volk erwachend*

*Im Morgenglanz darauf gesehen  
Und gründlich fest sein Tagwerk machend;*

*Ich sing ihm zu: Es wird schon gehen!*

*Diesen Schluss liess Keller auch nie drucken, dafür einen ganz anderen, der das Volk zwar zuerst als Braut mit glühenden Wangen feiert, aber dann eine jähe Wendung nimmt:*

*Doch wenn es nicht von Güte strahlet*

*Wie eine hochbeglückte Braut,  
So ist sein Lohn im ausgezahlt  
Und seine Freiheit fährt ins Kraut.*

*Ein böses Weib, ein gift'ger Drache*

*Und böses Volk sind all ein Fluch,*

*Und traurig spinnt die beste Sache*

*Sich in ihr graues Leichentuch!*

Noch hatte der Dichter in der 3. Strophe gesungen: «Ja bring den ganzen Menschen mit!», und nun musste er erkennen, dass dieses verheissungsvolle Volk einem bösen Weibe gleicht. Statt den Kommunismus hat eine Mehrheit den Kapitalismus gewählt. Keller verlor jetzt nicht nur das Vertrauen zum Volk, sondern unter Feuerbachs Einfluss auch den Glauben an Gott.

In den gleichen Jahren, nach den gescheiterten Revolutionen in Paris und Berlin, gab es auch in London einen Arbeitslosen, der von den gleichen

Hoffnungen beseelt gewesen und nun ebenso enttäuscht war: *Karl Marx*, nur um ein Jahr älter als Keller, jetzt auch träumend und schreibend, und auch ein Gottloser. Als der Zürcher 1843 schon müssig in den Wirtsstuben herum sass, war Marx noch für wenige Monate Redaktor der «Rheinischen Zeitung» in Köln. Es war ein liberales Blatt, aber wie der radikale Keller hoffte auch der deutsche Jude, dass ein freies Volk die Gerechtigkeit wählen werde. In einem Artikel gegen das preussische Pressegesetz schrieb er, von der Aufklärung beseelt, den Satz: «Das Wesen der freien Presse ist das charaktervolle, vernünftige, sittliche Wesen der Freiheit.» Und als Keller ein Jahr darauf seinen «Morgentraum» träumte, aber nie veröffentlichte, war Marx seines Postens bereits ledig und schrieb in Paris ebenfalls ein visionäres Manuskript, das auch er bis zu seinem Tode in der Schublade liess. Es wurde erst 1932 entdeckt und ins Gesamtwerk aufgenommen unter dem Titel «Ökonomisch-philosophische Manuskripte aus dem Jahre 1844».

In diesem Manuskript lebt eine utopische Hoffnung, die ganz an den Kellerschen Traum vom «Blumenknäuel» erinnert, der die alte Gesellschaft verwandelt. Die Sprache ist aber hoch philosophisch. Die Not des Volkes wird mit dem Hegelschen Begriff der Entfremdung zu erfassen gesucht. Dem Fabrikarbeiter ist nicht nur das Endprodukt fremd, sondern auch der eigene Beitrag aus wenigen Handgriffen, denn dieser ist ihm zuwider. Da ihm weder die Maschine noch die Ware gehört, wird er ausgebeutet. Ist der Kampf um die Demokratie aber einmal gewonnen, so erwartet auch Marx, dass sich eine Mehrheit für den volkseigenen Betrieb aussprechen wird, der eine sichere Stelle und ei-

nen rechten Lohn gewährt. Auch der 26jährige Denker zählt auf den ganzen Menschen und redet, an Rousseau gemahnend, von einer «bewusst und innerhalb des ganzen Reichtums der bisherigen Entwicklung gewordene(n) Rückkehr des Menschen für sich als eines *gesellschaftlichen*, d.h. menschlichen Menschen. Dieser Kommunismus ist als vollendeter Naturalismus = Humanismus, als vollendeter Humanismus = Naturalismus». Es heisst weiter, dass die Entfremdung als Widerstreit zwischen «Existenz und Wesen» sich auflöse. Der Mensch werde durch die Selbstverwaltung wieder sich selbst, also der ganze Mensch sein.

Die Hoffnung, dass der Arbeiter den Kommunismus wählt, gründet schon beim jungen Marx nicht nur auf den ungerechten Zuständen. Bereits in der Einleitung zu einer Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie hat er gezeigt, wie man den Arbeiter revolutionär stimmt: «Man muss den wirklichen Druck noch drückender machen, indem man ihm das Bewusstsein des Druckes hinzufügt. Man muss diese versteinerten Verhältnisse dadurch zum Tanzen bringen, dass man ihnen ihre eigene Melodie vorsingt.»

Aber kann nach der Machtübernahme auch der geschlagene Kapitalist umgestimmt werden, und wie kann das siegreiche Proletariat zu internationaler Solidarität gebracht werden? Man singt in den sozialistischen Ländern das Lied vom neuen Menschen dem Volke unermüdlich vor, und doch ist sein Besitzdenken noch nicht überwunden, so dass man ihm mit dem Leistungslohn entgegenkommen muss. Würde die Entwicklungshilfe an ärmere Bruderländer nicht vom autoritären Staat geleistet, so könnte man kaum von Solidarität re-

den. Marx hat bald eingesehen, dass nach dem Sieg über den Klassenfeind dessen Parteier verboten werden müssen, damit er nicht wieder zur Macht kommt.

Dass auch die Arbeiter von der Partei geführt werden müssen, weil diese mehr von Politik versteht, haben Marx und Engels schon 1848 im Kommunistischen Manifest gesagt.

Die Hoffnung, dass ein «Blumenknäuel» das Meerschiff der Reaktion und des Eigennutzes aufhalten und versöhnen könnte, haben Gottfried Keller und Karl Marx bald aufgegeben. Weder die bürgerliche noch die sozialistische Demokratie entwickeln sich *natur* *notwendig* zu einem vollendeten Humanismus. Marx forderte daher die Diktatur des Proletariats, das aber wieder von der Partei geführt wird. Und Keller wollte es bei der repräsentativen Demokratie bewenden lassen, denn er sah voraus, dass fortschrittliche Gesetze, die vom Parlament dem Volk zur Annahme empfohlen werden von diesem abgelehnt werden könnten. Wie mancher Bundesrat hat seit der Einführung des Referendums Volksentscheidungen schon bedauert und nur mit Mühe seinen Groll auf das «böse Weib», den Souverän unterdrückt! Keller hat wie Marx das Vertrauen zu Gott und Volk verloren.

Wo ein Bürgerkrieg, wie etwa der Sonderbundskrieg, eine bürgerliche Demokratie gebracht hat, wollten aber weder Keller noch Marx den Sozialismus mit Gewalt schaffen!

Marx hat die Schweiz den «Zukunftstaat» genannt. Schon im Manifest zielt die Gewalt nur auf die Königs- oder Kaisermacht, aber nach der Überwindung wird erwartet, dass das befreite Volk mit grosser Mehrheit demokratisch den Kommunismus wählt. In der «Kritik des Gothaer Pro-



gramms» schreibt Marx 1875, dass in einem Zukunftsstaat, der «Staatsform der bürgerlichen Gesellschaft der Klassenkampf definitiv auszufeuchten ist». Ist dieser aber gewonnen, so wird erst die Diktatur errichtet. So stand es auch noch im Programm der Schweizer Sozialdemokraten bis 1935.

Der reife Marx denkt nicht mehr an eine naturnotwendige Vermenschlichung. Er sieht 1875 voraus, dass man in einer ersten Phase eine kommunistische Gesellschaft haben wird, «nicht wie sie sich auf ihrer eigenen Grundlage *entwickelt* hat, sondern umgekehrt, wie sie eben aus der kapitalistischen Gesellschaft *hervorgeht*, also in jeder Beziehung, ökonomisch, sittlich, geistig, noch behaftet ist mit den Muttermalen der alten Gesellschaft, aus deren Schoss sie herkommt».

Die Entfremdung des Menschen wird jetzt nicht mehr nur mit den ungerechten Verhältnissen erklärt, sondern auch als «Erbsünde» erkannt. Das wurde von Rousseau noch nicht gesehen, hat dieser doch sowohl der feudalen als auch der bourgeois Gesellschaft nur vorgeworfen, sie biete ein «Bild künstlicher Menschen und künstlicher Leidenschaften, die das Werk dieser neuen Verhältnisse sind und die keine Wurzel in der Natur haben». Jetzt aber erscheinen Hab- und Herrschsucht auch als Erbstück aus der alten Gesellschaft. In dieser Auffassung klingt die «Zoologische Philosophie» des Franzosen *de Lamarck* (1744–1829) nach, welche die Vererbung erworbener Eigenschaften gelehrt hat. Offenbar ist Marx wie Keller und der junge Nietzsche jetzt in den 70er Jahren bestürzt gewesen über den Geschäftsgeist, der besonders in Deutschland nach dem Sieg über Frankreich 1871 erwacht ist. Nietzsche, der zu Beginn der Konjunktur zusam-

men mit *Wagner* das Menschengeschlecht mit Musik und Kunst zum Sozialismus erziehen wollte, notierte jetzt, dass auch der Arbeiter «denselben besitzsuchtigen bürgerlichen Sinn» habe, wenn es ihm besser geht. Und Keller fürchtet im «Fähnlein der sieben Aufrechten»: «Es könnten sich auch bei uns, wie jetzt schon anderwärts, bald einmal grosse Mengen Geldes zusammenhängen, ohne auf tüchtige Weise erarbeitet und erspart worden zu sein.» Was Keller hinzufügt, spricht Marx aus dem Herzen: «Dann wird es gelten, dem Teufel die Zähne zu weisen.» Unter solchen Eindrücken ist die Kritik des Gothaer Programms 1875 entstanden. Diese entarteten Menschen bedürfen einer strengen Umerziehung, aber auch des Leistungslohnes, den Marx zwar *ungerecht*, aber *vorläufig* nötig findet. Also mit Peitsche und Zuckerbrot soll die angeborene Entfremdung bekämpft werden, in der Hoffnung auf neue Generationen, die bessere Anlagen mitbringen, weil ihre Eltern gut erzogen wurden. Je mehr Zucker vorhanden sein wird, um so mehr wird auf die Peitsche verzichtet werden können. Die Diktatur ist nur als Übergang vorgesehen. Sie wird von einer «höheren Phase» abgelöst, nachdem «die knechtende Unterordnung der Individuen unter die Teilung der Arbeit, damit auch der Gegensatz geistiger und körperlicher Arbeit verschwunden ist; nachdem die Arbeit nicht nur Mittel zum Leben, sondern selbst das erste Lebensbedürfnis geworden; nachdem mit der allseitigen Entwicklung der Individuen auch die Produktivkräfte gewachsen und alle Springquellen des genossenschaftlichen Reichtums voller fliessen.» Konnte vorher jeder zwar seine Fähigkeiten entwickeln, aber nur nach dem Erfolg entlohnt

werden, so kann die Gesellschaft jetzt auf ihre Fahne schreiben: «Jeder nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seinen Bedürfnissen!»

Politisch sieht nach dem reifen Marx die höhere Phase aber nicht wie ein romantisches «Reich der Freiheit» aus, sondern es heisst jetzt ganz schlicht: «Die Freiheit besteht darin, den Staat aus einem der Gesellschaft übergeordneten in ein durchaus untergeordnetes Organ zu verwandeln.» Verlangt der geringere Bildungs- und Produktivitätsstand der ersten Phase mehr Staat, so heisst in der zweiten Phase die Lösung: Weniger Staat! Von einem Absterben des Staates ist erst bei Engels und Lenin die Rede. Noch ist im realen Sozialismus der 2. und 3. Welt der Staat ein übergeordnetes Organ und wird deshalb noch nicht kommunistisch genannt, denn Lenin wollte dieses Wort für die höhere Phase aufsparen, worin der Staat absterben soll. Aber er wollte diesen Vorgang nicht versprechen, sondern nur erhoffen. Vgl. Lenin: Staat und Revolution, 1917.

Die «allseitige Entwicklung der Individuen» kann nicht bedeuten, dass alle Talente gleich gross sind, denn es heisst ja, dass jeder nach seinen besonderen Fähigkeiten beschäftigt werden soll. Doch wird jedem mehr als ein besonderes Talent zugeschrieben, so dass die Teilung der Arbeit aufhört. Die Abwechslung der Beschäftigung trägt dazu bei, dass die Arbeit zum «ersten Lebensbedürfnis» wird. Trotzdem hält Marx an der Forderung nach viel Freizeit fest, denn man soll auch Zeit zum Angeln und Rezensieren haben, wie er sich ausdrückt. Das Velofahren wird erst später Mode, erst recht das Autofahren. Aber man spielt auch Klavier und macht Gedichte. Die schöpferische Begabung wird in der

marxistischen Anthropologie ebenso zum Wesen des Menschen gezählt wie das Bedürfnis nach sozialer Verantwortung. Rückkehr zum menschlichen Menschen bleibt die Hoffnung, auch wenn inzwischen die «Erbsünde» erkannt ist. Der Marxismus erstrebt den «vollendeten», also klassischen Humanismus, erwartet ihn aber nicht mehr naturnotwendig wie der junge Marx. Es braucht Erziehung und Förderung.

Von den geistigen Bedürfnissen werden die materiellen unterschieden, die ebenfalls als vielseitig und doch nicht gleichförmig erkannt werden. Daher soll die höhere Phase nicht jedem das Gleiche, sondern das *Seine* verschaffen. Diese Forderung erschien 1875 noch erfüllbar, waren die technischen Bedürfnisse, wie erwähnt, noch sehr gering!

Umstritten ist der «historische Materialismus», den der junge Marx 1846 in der Schrift «Die deutsche Ideologie» entwickelt hat. Doch auch sie ist in der Schublade geblieben. Ihr Grundgedanke wird aber 1859 zusammengefasst, doch nur im Vorwort zur «Kritik der politischen Ökonomie», auf wenigen Seiten, so dass Sätze entstanden, die in die marxistische Ideologie Verwirrung gebracht haben, z.B. der Satz: «Es ist nicht das Bewusstsein des Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.»

Diese knappe These erweckt den Eindruck, als ob Marx jetzt keinen Unterschied zwischen Wesen und Existenz mehr kenne. Blendet man aber nur zwei Zeilen zurück, so erkennt man, dass Marx nicht jedes Bewusstsein, sondern nur «bestimmte gesellschaftliche Bewusstseinsformen» im Auge hatte, die er etwas später als «ideologische Formen» be-

zeichnet, die einen «juristischen und politischen Überbau» über die Basis bilden. Sie werden noch ergänzt durch die entsprechenden «religiösen, künstlerischen oder philosophischen Formen». Wieder kann das nicht heissen, dass alles, was Religion, Kunst, Philosophie ist, nur gesellschaftlichem Interesse dient. Auch Liebe und Herzeleid lösen dem Künstler die Zunge und lassen den Frommen dankbar oder bittend die Hände falten. Auch Krankheit und Trauer, der «alte, stumme Fels, das Schicksal», um mit Hölderlin zu sprechen, lassen «des Herzens Woge» zu künstlerischer Schönheit aufschäumen. Aber jeder Künstler und Denker, Prophet oder Magier, wird auch durch Not und Unrecht in heiligen Zorn versetzt. Hölderlins Hyperion ist nicht nur Eremit, sondern auch Revolutionär.

Wenn man Marx genau liest, findet man auch in seinem historischen Denken keinen Widerspruch zum klassischen Humanismus. Welchen Einfluss das Geld hat, weiss nicht nur *Plato*, sondern auch *Erasmus* von Rotterdam, der im «Lob der Torheit» von Plutos, dem Gott des Reichtums, sagt: «Er ist, trotz Hesiod und Homer und auch trotz Jupiter selbst, allein der Menschen und Götter Vater; ein Wink seiner Brauen genügt, um jetzt wie ehemals die ganze Welt mit allem, was heilig und unheilig darinnen ist, auf den Kopf zu stellen; sein Wille beherrscht den Krieg, den Frieden, Armen, Räte, Gericht, Versammlungen, Heiraten, Verträge, Bündnisse, Gesetze, Künste, Kurzweil, Arbeit – der Atem geht mir aus.» Werden Krieg und Frieden ausschliesslich Plutos zugeschrieben, so steht indessen vor den weiteren Hauptwörtern kein bestimmter Artikel mehr, womit Erasmus zugibt, dass nicht alle Heiraten,

Gesetze, Künste usw. um des Geldes willen entstehen. Auch Marx führt nur Krieg und Frieden auf ökonomische Interessen zurück, die kulturellen Erscheinungen aber nur zum Teil. Nicht nur das geschilderte Vorwort hat zu einem Streit der Marx Deutung geführt, sondern auch die Thesen des jungen Marx zu *Feuerbach*. Aber auch diese Skizze von 1845 ist in der Schublade geblieben, worin sie erst nach seinem Tod von Engels gefunden und dessen Schrift über Feuerbach und den Ausgang der klassischen deutschen Philosophie (1888) beigelegt wurde. In der 6. These wird ein Jahr nach dem Manuskript über Existenz und Wesen dieses auf einmal nur noch als «Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse» definiert. Der Vulgärmarxismus hat den Satz mit jenem aus dem Vorwort zur ökonomischen Arbeit über das Sein und das Bewusstsein verbunden und zu einem Dogma gemacht, das alles Schöpferische im Menschen auslöscht. Dabei ist diese 6. These wie der andere Satz ebenfalls als falsche Verallgemeinerung zu erkennen, wenn man zur 4. These zurückgeht. Hier wird nämlich wieder der gleiche Unterschied zwischen Existenz und Wesen gemacht wie ein Jahr zuvor, aber jetzt mit dem Begriff der *Selbstzerissenheit*. Es geht um Feuerbachs Behauptung, dass die Religion Selbstentfremdung bedeute. Marx stimmt zwar zu, aber erblickt auch in der «weltlichen Grundlage», also in Menschen, der zu seiner Erlösung die Religion braucht, wiederum ein «Sichselbst-Widersprechen», das in seinem «Widerspruch verstanden und so dann durch Beseitigung des Widerspruchs praktisch revolutioniert werden muss». Zum Verständnis des Widerspruchs dient uns das frühere Pariser Manuskript, das Engels abe-

noch nicht bekannt war, wurde es doch erst 1932 entdeckt: Der Arbeiter wie der Arbeitgeber sind in zwei Seelen zerrissen, besonders in der Arbeit nicht sich selber, der Arbeiter, weil er nur Handgriffe zu machen hat, der Besitzende, weil er ein schlechtes Gewissen verdrängen muss. Daher können beide Trost im Glauben finden.

Aber der *revolutionäre* Arbeiter will seine Zerrissenheit *sozial* überwinden. Seine Existenz ist entfremdet, aber sein Wesen, das darunter leidet, will sich verwirklichen. Es ist dieser menschliche Mensch in ihm, der Gerechtigkeit sucht und schafft. Auch der Arbeitgeber, der soziale Massnahmen trifft, ist von Humanität beseelt, insofern er nicht nur aus Angst vor der «sozialen Unrast» handelt, wie er sich dann ausdrückt. Immer drücken die ganzen sozialen Verhältnisse auf die Seele, prägen sie aber nicht, denn sie wehrt sich ja dagegen. Nur wenn sie sich anpasste, würde ihr Wesen ihnen entsprechen. Solche Unterwürfigkeit gibt es bei manchem kleinem Mann wie die Herrschsucht beim Gebieter. Es sind die «Muttermale der alten Gesellschaft». Aber gegen eine solche Existenz wehrt sich beim Revolutionär die innerste Seele, sein Urwe-

sen! Schon ein Jahr nach den Thesen zu Feuerbach steht in der «Deutschen Ideologie» für das Wesen des Menschen unmissverständlich: «Originelle und freie Entwicklung». Und 1875 erwartet Marx ein allseitig entwickeltes Individuum, dessen Fähigkeiten angeboren, aber durch Familie und Staat zu fördern sind.

Der vulgärmarxistischen Auslegung der Anthropologie ist in der DDR vom Ordinarius für Philosophie in Berlin der Kampf angesagt worden. Im Buch von G. Stiehler «Über den Wert der Individualität im Sozialismus» steht folgender entscheidender Satz: «Die Gesellschaft – und gerade die sozialistische – kann dem Einzelnen die Verantwortung für sein Denken und Tun nicht abnehmen. Das Individuum ist kein passives Produkt von Umwelteinflüssen.» Wer den menschlichen Menschen als Natur übersieht und nicht darauf zählt, dass dieser in glücklich veranlagten Naturen sogar vorwiegt, leistet einer autoritären Pädagogik und einer bürokratischen Politik Vorschub, die dem Kind und dem Bürger zu stark misstrauen. Aber gewisse Dissidente fallen gern ins romantische Extrem und glauben, die Menschheit sei so

menschlich, dass sie ohne Zwang Opfer bringt für Sozialismus und proletarischen Internationalismus.

Was der reife Marx vertritt, ist das Menschenbild der Klassiker. Dass nicht Gott, sondern die Not der «erste Gesetzgeber» ist, steht schon bei *Schiller*. Dass Kunst und Religion, Philosophie und Staatsform «Blüten und Früchte, nicht Boden und Wurzeln» sind, findet sich bereits im «Hyperion». Und der gottlose Faust von *Goethe* glaubt wie Marx an die Selbsterlösung in zwei Stufen. Als er sich nach der Erblindung vom ausbeuterischen Handels Herrn zum Frühsozialisten wandelt und dem Meer fruchtbares Land abtrotzen will, redet er wie ein Diktator:

*«Des Herren Wort, es gibt allein Gewicht.*

*Vom Lager auf, ihr Knechte! Mann für Mann!*

*Lasst glücklich schauen, was ich kühn ersann.»*

Aber wenn das «paradiesisch Land» geschaffen sein wird, soll das Volk sich selbst bestimmen. Der letzte Wunsch des Gebieters lautet:

*«Solch ein Gewimmel möcht ich sehn.*

*Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn.»*

*Oskar Lafontaine als Fussballspieler*

## Umverteilung der Verantwortung

*Die Gesellschaft der Zukunft, kritisiert von Elisabeth Vogelheim*

Misst man Oskar Lafontaine an seinen eigenen Worten, müsste die Debatte über den Abbau der Massenarbeitslosigkeit durch Arbeitszeitverkürzung ohne Lohnausgleich schon in anderer Form geführt werden, als das momentan zu erleben ist. Denn: «In einer demokrati-

schen Gesellschaft aber kann sich ein normativer Konsens nur im breiten gesellschaftlichen Diskurs einstellen. Wir brauchen in stärkerem Masse eine politische Debattenkultur, die dem Geist der antiken Polis, jener Wiege der Demokratie, entspricht.» So sein An-

spruch, den er in seinem Buch «Die Gesellschaft der Zukunft» formuliert.

Das Buch erscheint zum gleichen Zeitpunkt, zu dem Lafontaine mit seinen umstrittenen Äusserungen zur Arbeitszeitverkürzung die Medienöffentlichkeit beherrscht. Das politi-